

٠١٤٢٠٢٠٤٥٠

قصاصة من صحيفة فرانكفورتر العامة،

بالألمانية تحت عنوان قصاصة من صحيفة فرانكفورتر العامة تتضمن مقال
غريب بين أهله. ""

Fremd unter Brüdern

David Grossman und andere „Sobolisten“

JERUSALEM, im Juli

David Grossmans zweites Buch, mit dem es eigentlich ganz harmlos angefangen hatte, ist eine politische Reportage und erscheint dieser Tage unter dem Titel „Die gelbe Zeit“. Grossman ist ein 33 Jahre alter Rundfunk-Journalist und ein David unter den israelischen Schriftstellern. Gleich sein erster Roman hatte mit einer Auflage von 35 000 fast alle Zuhörer dieses kleinen Landes durchbrochen. Das zweite Buch wird es womöglich noch weiter bringen, jedenfalls pflastert ihm eine giftige Vorauskritik schon den Weg zum Erfolg: „Die israelische Links-Szene winselt und gurr vor Begeisterung!“ Für diese Szene hat man im Land auch den Begriff „Sobolisten“; das ist nicht ein hebräisches Schimpfwort, wohl aber ein israelisches, denn es kommt vom Namen des Theater-Autors Yehushua Sobol, des „Nestbeschmutzers“ aus Haifa mit seinen Stücken wie „Ghetto“ oder „Die Palästinenserin“. Jetzt gehört also auch David Grossman zur Familie.

Die Reportage ist das Protokoll einer Entdeckungsreise, eines literarischen Abenteuer-Urlaubs weit weg in der nächsten Umgebung: in den besetzten Gebieten bei den Palästinensern. Auf Einladung von „Koteret Raschit“ (Die Schlagzeile), Israels führendem Nachrichtenmagazin mit dem Ruch zionistischer Freigeistigkeit, ist Grossman zum zwanzigsten Jahrestag des Krieges und der Eroberungen vom Juni 1967 in diese andere Welt eingestiegen wie Alice ins Kaninchenloch – ohne einen Gedanken daran, wohin die Reise geht und wie man da wohl wieder herauskäme.

Dabei hat er seine Selbstgewißheit als Israeli verloren. Auszüge aus Grossmans Buch wurden gedruckt in der Wochenausgabe der Jerusalemer palästinensischen Zeitung „al Fajet“ (Die Morgenröte), deren Chefredakteur Seniors nicht nur ganz offen ein Mann der PLO ist, sondern zu ebendem feierlichen zwanzigsten Jahrestag der israelischen Eroberung ganz Jerusalems auch noch die Kühnheit hatte, zum erstenmal eine – seine – palästinensische Kandidatur für den Gemeinderat des Teddy Kollek anzukündigen. Von dessen 31 Sitzen könnten das nächstmal bis zu zehn an Jerusalemer Araber fallen.

Für seine Interviews und Beobachtungen ist Grossman vier Wochen lang zu den Palästinensern in Israels Hinterhof gefahren – morgens hin, abends zurück, und irgendwo bei diesem ständigen Hin und Her ist er sich wohl auf einmal selber abhanden gekommen. Nachher erzählte er, wie er sich daheim plötzlich fremd vorkam: „Es war Unabhängigkeits-Tag, ein Abend mit den alten Liedern und den alten Freunden. Es war sehr hart für mich. Auf einmal fühlte ich mich als total Fremder unter den Israelis, und das war etwas ganz Furchtbares für jemanden, der hier geboren, hier aufgewachsen ist, in der Armee war und das ganze normale israelische Leben in sich hat. Auf einmal bist du total fremd unter deinen Brüdern, mit denen du lebst.“

Zu denjenigen, die „darüber vor Begeisterung winseln und gurren“, wird der rechtschaffene rechte Israeli nun endgültig auch Yoran London zählen müssen. Er ist Gastgeber einer wöchentlichen Fernsehstunde über das Lesen. Das ist nicht Literatur-Kritik für wenige, mehr eine Bücherstunde für alle, und am liebsten liest Yoran selber ein paar Absätze vor. Eine der letzten Sendungen ging über „Die gelbe Zeit“ und über Grossman und damit über die Palästinenser jenseits der sieben Berge des jüdischen Höhenrückens, auf dem so selbstgewiß die hochgebaute Hauptstadt Israels steht. Nach der Sendung hat der Chef der Sendebehörde, Porat, entschieden, „sensitive“ Programme wie dieses seien von nun an zuerst ihm vorzuspielen. Am meisten hat er damit eigentlich die überrascht, die geglaubt hatten, in einem

Mauern eines Restaurants im arabischen Dorf Abu Ghosh bei Jerusalem zu lesen, ihr Echo fand man an einer Synagoge in Raanana an der Küste. Abu Ghosh ist ein pikanter Ort insoweit, als die Araber dieses Dorfes während des jüdischen Untergrundkampfes gegen die Briten Geula Cohen vor den Häschern versteckt hatten; Frau Cohen, heute Parlamentsabgeordnete, ist so etwas wie die Passionaria der israelischen Rechten.

Auf der israelischen Seite mag die Ahnungslosigkeit aus einer unreflektierten, gar nicht böse gemeinten Scheinsicherheit kommen, in der ja auch ein Grossman zwanzig Jahre lang so bequem mit alten Liedern und alten Freunden gelebt hat. Hinzu tritt freilich jene ganz andere, biblische Selbstgewißheit, die der ultraorthodoxe Innenminister des Landes, Rabbi Peretz, ausgerechnet im Gespräch mit einer der vier arabischen Zeitungen Jerusalems schonend einmal so erläutert hat: „Es geht da zwar nicht ganz logisch zu, doch ist es der Wille des Schöpfers des Weltalls, daß wir unsere Eigenart bewahren. In der Thora steht geschrieben: Ein Volk, das für sich allein lebt.“

Doch auch Ahnung wächst in der israelischen Scheinsicherheit, und eine gute Vorahnung ist es nicht. In seinem Buch „Schicksals-Entscheidungen“ faßt Yehoshafat Harkabi sie zusammen in dem Satz: „Je länger eine Friedenslösung hinausgeschoben wird, um so unausweichlicher wird aus Israel eines Tages ein arabischer Staat werden.“ Er sagt: „Ich respektiere das demokratische Recht der Juden Israels, nationalen Selbstmord zu begehen. Wenn es denn dahin gehen sollte: gut, ich bin dabei.“ Nur – anders als der Journalist Grossman wartet der Professor Harkabi verdrossen noch immer auf den Schrei der Empörung, der seiner Prophezeiung die allgemeine Aufmerksamkeit bringen und sie damit in vorletzter Stunde vielleicht noch aufheben könnte. Der Mangel an Entrüstung mag in diesem Fall freilich auch daher kommen, daß Harkabi als Prophet in Israel keinen besonders guten Ruf hat: Als Chef des militärischen Geheimdienstes hatte er 1959 in brandgefährlicher Voreile einmal über Rundfunk eine Blitz-Mobilmachung ausgelöst, und darüber hat er damals seinen Posten verloren.

Ahnungslosigkeit

Nicht ein Buch, sondern eine Bühne hat in diesen Tagen eines prekären zwanzigsten Jahres einen Zusammenprall zwischen Ahnung und Ahnungslosigkeit auf der Gegenseite vorgeführt. Im arabischen „Hakawati“-Theater Ost-Jerusalems spielt man „Die Geschichte von Kufur Shamma“. Es ist das bisher ehrgeizigste Projekt dieses kleinen politischen Experimentier-Theaters. Zur Einübung in die Form hatte die palästinensische Truppe zuerst einmal Brechts „Die Ausnahme und die Regel“ einstudiert: Brecht auf arabisch, weil das verweisende, sich selbst demonstrierende Theater des Meisters am ehesten die Brücke baut zu einer Tradition, die das Schauspiel nicht kennt, wohl aber das Erzählen. „Al Hakawati“ heißt „Der Erzähler“.

„Erzählt“ wird die Geschichte eines imaginären Dorfes, das an der Stelle gestanden hat, wo heute der israelische Zentralflughafen Ben Gurion betonierte ist – eines von 350 verschwundenen Dörfern. Das Motto ist: Wir müssen die Geschichte von Kufur Shamma erzählen, sonst wird die Erinnerung daran ebenso verschwinden wie das Dorf. „Erzählt!“ ist das letzte Wort des Stücks, das der Dorfmann in die bedrückte Stille des Zuschauerraums flüstert. Doch auch auf dieser Seite der Stadt wird das, was da zu erzählen wäre, nicht gern gehört.

Die Geschichte von Kufur Shamma zeigt, was überall hätte geschähen können.

